

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 43

Artikel: Die letzte Liebe des Stadtschreibers [Fortsetzung]

Autor: Waser, Maria

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647445>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 43
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
27. Oktober
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Zwischen Gräbern.

Von Carl Seelig.

Langsam schreite ich die Wege ab.
Frostig drängt sich Grab an Grab.

Kreuze knarren schmerzlich laut.
Jedes Kreuz hab' ich geschaut,

Jedes Kreuz hab' ich gekannt.
Wind fährt mit. Verzagt, verbannt,

Flüstre ich die Namen her,
Die ich liebte. — O, wie schwer

Dünkt mich doch des Lebens Sinn,
Wenn ich zwischen Gräbern bin.

(Aus „Himmel und Erde“. Geisenverlag in Rudolstadt.)

Die letzte Liebe des Stadtschreibers.

Novelle von Maria Wasser.

(Copyright by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.)

Dreißig Jahre schon lag die schöne Margareta Praraman in der Familiengruft ihres französischen Gemahls. Es passte zu ihr, daß sie jung und schön starb und eines seltenen Todes: bei einer fühnigen Jagd ein Sturz vom Pferd; viel junge Edelleute waren dabei, und keiner konnte die Waghalsige hindern; aber der Gemahl fehlte.

Und seit bald zwanzig Jahren war auch die andere Margareta tot. Sie ging als ein müdes Weib, gelassen und ohne Bitternis; aber ihre seltsamen Augen behielt sie bis zuletzt. Nie hatte sie es ihm vorgeworfen, daß er sie in Schande gebracht; sie dankte ihm, wie er dem Kind seinen Namen gab und für das Mägdelein sorgte und daß er es später ausstattete, als ein braver Mann um die Tochter freite. Aber ihm wollte das Verzeihen nicht gelingen. Davor kam es vielleicht, daß er ihre Blicke nicht vergessen konnte und daß er noch heute meinte, aus dem Grab heraus ihre großen unterwürfigen Bettelaugen zu fühlen, wann er über den Kirchhof drüben ging.

Und drüben bei der Leutkirche lag nun auch die dritte Margareta, die stille steife Margareta von Biberach, die sein Gemahl gewesen, viel Jahre lang. Kühl und fromm war sie ihm aus der schwäbischen Heimat hierher gefolgt, kühl und freudlos hatte sie neben ihm gelebt im kinderlosen Haus, kühl und schmerzlos war sie von ihm gegangen.

Margareta — was war es, daß er so herzgierlich an diesem Namen hing, der ihm doch allerwegs kein Glück gebracht hatte: war es Trutz und Eigenwille und Verblendung, oder war's ein anderes? Unter seinen Augen

in verschatteter Tiefe zog die Ware durch. Großartig stürmten ihre breiten grünen Wasser vorwärts und herrisch wie auf selbstgewählten Pfaden und hatten doch keine andere Wahl als das Gefäß des Bodens und diesen vorgeschriebenen tiefen Runs. Seine Augen folgten den unablässigen grünen Wogen bis in die waldige Ferne hinein...

Ein feiner, kaum spürbarer Lufthauch rührte ihn im Naden; als er sich umsah, gewahrte er unter der offenen Tür das runde, sonnengerötete Gesicht des kleinen Stadtarztes. Der zog mit viel Ehrerbietung den Hut von der spärlichen, nicht sonderlich gepflegten Mähne; aber die runden blauen Augen mutwillsten, derweil er den Doktor mit muntern, etwas zu lauten Worten anrief: „Ecce! Alleweil noch bei den alten Schartekeln, Herr Kanzler selig! Die Ratze läßt das Mausen nicht! Und, beim Strahl, seht dabei aus wie einer, der in Rosen lebt oder dem unvermutet sein Liebchen begegnet!“

„Die Leute von Thun haben Auskunft von mir gehischt, einer alten Ratsbestimmung wegen, den Böspfennig betreffend, dem bin ich nachgegangen“, antwortete Herr Thürring rasch und etwas gereizt; denn es ärgerte ihn, daß er dem Eindringling allzu bereitwillig Auskunft gab. „Uebriegens“, fügte er etwas spitzig bei, „grad Eurer Kranken wegen werdet Ihr auch nicht hierherkommen, Herr Stadtmédicus.“

Der andere lachte gutmütig. „Allweg nicht, im Gegen teil: wann mir die breschaste Menschheit zum Hals heraus lampet, muß ich mir ein wenig Trost holen, in alten Zeiten stöbern und alten Geschichten, wenn's nur wär, um zu sehen,



Albert Anker: Strickendes Mädchen.
(Klischee aus dem Ausstellungskatalog.)

dass es früher auch nicht besser war als jetztags.“ Doch da der Altkanzler sich anschickte, mit kurzem Gruß den Raum zu verlassen, trat er dem Enteilenden in den Weg: „Ich hätt ein Ansinnen an Euch; da ich Euch einmal hab, hier hab, müsst Ihr mich hören!“

Herr Thüring wandte sich ihm wieder zu, etwas ungeduldig; aber seine Aufmerksamkeit wuchs mit des andern Worten: „Ihr kennt meine Schwäche, Chroniken zu lesen, ich wünscht mir nichts Besseres, als daß Chroniken schreiben meine Stärke würd. Eure Chronisten kenne ich, fürnehmlich den wackern Diebold Schilling; Welch eine Beflissenheit, Kunst und Anwendung! Aber um das lebendige Wort zu finden, mußt ich an einen andern geraten. Ich hab Euer „Twingherrenstreit“ aufgestöbert. Heiliger Vincenz, das Herz ist mir aufgefahren, wie ich das las, Feuer und Malvasier neben Diebolds Mehlsuppe. Ein Gallust hätt's nicht besser gekonnt. Aber Ihr seid nicht in des Römers Stapsen gelaufen. Was für ein Deutsch Ihr schreibt! Warm und blutrot wie das lebige Wort. Und der Aufbau: wie ein Poem gegliedert und doch naturecht gewachsen, daß man nicht zu lesen, daß man zu hören und schauen meint. Solch eine Gschrift — ein Niklaus von Wyle könnt sich die Finger darnach schlecken — und dann auf einmal, mitten in Zeile und Satz ein schlagflüssig End. Was hat das zu bedeuten?“

„Wohl, daß ich's nicht fertig schrieb.“ Herr Thüring zuckte leicht hin mit den Schultern.

„Aber, auf Gott's Erdreich, weshalb denn?“

„Wohl, weil ich anders zu tun hatte selbigsmaß. Zußt da begann der kummerhafte Handel der züchtelosen Frauen von Interlaken wegen; mir kam es zu, von Seiner Heiligkeit die Erneuerung des Klosters zu erlangen, die Romreis ward beschlossen, und da kam mich der Glust an, mir bei dem Anlaß in Pavia den kanonischen Doktorhut zu holen. Das gab Arbeit, Meister Valerius; denn den Studentenrock hatt ich längst ausgezogen. Ein Vierteljahr saß ich dort unten, und als ich wieder heimkam, hatten mir meine Gnädigen Herren die neue Würde nicht übel mit Bürden bepflastert. Auch geehlicht habe ich nicht gar lang nachwärts; der Twingherrenstreit aber war ab und vorbei, da hat es zum unnützen Papierversudeln nimmer gelangt.“

Der Arzt nickte: „Das muß man glauben, daß Euch dazumal die Zeit fehlte. Wann einer an hundert Tagsschungen mitmachen und sonst allenthalben dabei sein muß, wo's etwas zu dolmetschen und zu befrieden gibt, hie diesseits und jenseits der Gebirge... Aber jetzt seit Ihr doch in geruhsamere Tage gekommen.“

„Jetzt bin ich zu alt für derlei Sachen mit meinen achtzig Jahren.“

Der andere lachte ein wenig geflissentlich und laut: „Alefanzan, Doktor Thüring, zu alt? Der Herrgott hat Euch mit andern Ellen gemessen als ander Volk. Hundertzwanzig Jahr zum mindesten prophezei ich Euch. Mit Eueren Achtzig seid Ihr frisch wie nicht mancher Sechziger. Weiß Gott, wenn einer noch einen solchen Mordstschupp gesunder Haar auf dem Kopf trägt und den Nacken also holzgradauf und mit Zähnen prahlt, so sauber wie des Bischofs von Castelli, des Achilles de Grassis elsenbeinerne und schöner als jene — und wenn einer noch so zu Pferd sitzt! Vor zwei Jahren erst, als Ihr nach Kaufbeuren verrittet zum Kaiser, hab ich gewundert, wie keiner der Tagherren, auch die jüngsten nicht, fürnehmer im Sattel saß als Ihr. Und zu dem Scharnachthal soll der Kaiser Max gesagt haben: „Was habt Ihr für eine Luft in Eurer Münzenstadt, daß die Siebziger bei Euch noch im Blust stehen?“ Und weiter: „Wann all Eidgenossen gesinnt wären wie dieser wunderbarliche Kanzler, dann würd mir um des Reichs Ruh nicht bangen und nicht um des Reichs Einung, wenn in allen deutschen Männern soviel Deutschheit wär wie in diesem Welschland-Doktor!“ Und so einer will ein angefangen Schriftstück nicht fertigschreiben können! Alefanzan, Herr Doktor!“

Herr Thüring hatte für die allzulauten Lobesworte bloß eine stolze Handbewegung: „Was wollt Ihr! Wo man zu lieben aufgehört hat, gibt's kein Anstuden mehr.“

Der andere wurde heiz: „Wo man zu lieben aufgehört hat, da sezt die Pflicht ein, Herr Doktor, und führt's zum End. Aber so seid ihr, ihr führnehmen alten Herrn! Großartig werft ihr uns Jungen die Brocken hin: Riech dran, was wir geben könnten, wann wir wollten — aber es paßt uns just nicht. Ihr verrechnet euch mit eurer stolzen Ueberlegenheit. Was nutzt aller Geist und Größe und Kunst, wenn's zu keiner Ganzheit reicht? Was nützen uns des ritterlichen Kaisers großgedachte Plän, wenn sein großer Geist sich nur an Entwürfen freut und er nicht zur Tat gelangt? Was Bruchstück bleibt, zerfällt. Es wird kommen,

dass unserer Jugend bescheidene fertige Arbeit eurer Großheit Studwerk überdauert."

Auch Herrn Thüring war über diesen Worten das Blut in die Schläfen gestiegen; aber nach außen bewahrte er sich kühl. „Das glaub ich, dass unsere Jugend fertiger ist als wir Alten, sonderlich wenn's ans Niederreißen geht, und auch schnell fertig ist sie, nicht allein im Handeln. Ich will Euch aber etwas sagen, Herr Stadtmedicus: Zu Mailand hab ich einen Meister gekannt, für den Sforza schafft er, der hat kein einziges Werk fertiggebracht bis heute; aber seine unsfertigen Werke werden leben, wenn der Fleißigen sauber vollendete Pinseleien kein Mensch mehr achtet, und sie werden davon erzählen, dass es Einen gab, der so Ungeheures in sich trug, dass es über Kunst und Wollen hinausging und dass auch die klügste Menschenhand den grenzenlosen Geist nicht bändigt... Fertigkeit heißt noch lange nicht Vollendung; aber auch das Vollendete lebt in Grenzen. Das Göttliche jedoch kennt keine Grenzen. Denkt daran, Meister Valerius, wann Euch mit der andern Jugend der frevel Mut ankommt, Gottes Geheimnisse zu erforschen: Gottes Garten hat keinen Zaun, und seine Geheimnisse sind bodenlos!"

Rasch und ehe der sprechbereite Arzt laut ward, griff er nach dem Barett, stülpte es sich noch herwärts der Tür auf den Kopf und verließ mit kühlem Gruss hochgehobenen Hauptes den Raum. Aber auf dem Weg durch den breiten Rathausgang beugte sich sein Nacken doch um ein kleines. Wie schön ihm auch die eigenen stolzen Worte noch im Ohr klangen, er wußte nur zu gut, dass er mit ihnen ein innerliches Unbehagen zudeckte. Anselms Ausspruch vom Fluch alles Stükwerks hatte eine sehre Stelle in ihm getroffen.

Als er über die sacht gebreitete Rathaustreppe hinunterstieg, drang ihm der Glanz des sonnenbeschienenen Pflasters fast schmerhaft in die Augen; aber die rings wallende Wärme tat ihm wohl. Langsam schritt er über den menschenleeren Platz, der, wie eine liebe freundliche Stube in des Herrgots Sonnenhaus, schön umwaltet dalag. Es war so still, dass das leise Flügelrauschen der hin und wieder flatternden Tauben Bedeutung gewann. Auch der andere Platz jenseits der kurzen Quergasse war ohne Leben; aber die Traulichkeit fehlte ihm. Wie ein verlassener offener Flur trennte er die hohen Häuserreihen der weiten Gasse, und mitts drin, trostlos wie vergessener Hausrat, lastete der schwarzvergitterte Richtstuhl, der unheimlich zum kahlen Pranger hinüberglockte. Nur der munter plätschernde Brunnen brachte Leben in die prallsonnige Einsamkeit; aber das schwarzrote Fähnlein auf dessen hölzernem Stock hing schlaff herunter, von keinem Lüftlein bewegt.

Herr Thüring wollte sich schon der kühlen jenseitigen Laube zuwenden, um sein schattenhalb gelegenes Haus zu gewinnen, als er sich plötzlich eines andern besann und kurzerhand den Weg forsetzte, abermals querdurch nach der Klostergasse hinüber, die von der neu erbauten Leutkirche, dem helleuchtenden Münster, stadtabwärts führte. Mit eisigen Schritten steuerte er einem breitfrontigen Hause zu, das feierlich neben einem offenen Plätzlein der Schattenseite lag und mit ernsthaft gewölbten Fenstern über die Arkaden hinweg in die Gasse blickte. Bevor er in den dunkeln Gang des Hauses trat, der aus der Laube in den hellen Mittel-

hof führte, wischte er noch sorgfältig ein paar Stäubchen vom schwarzen Rock, fuhr prüfend über das Kinn und zog dann, von dessen untadeliger Glätte befriedigt, den feinen weißen Linnenstreifen am Hals etwas höher hinauf.



Albert Anker: Großvater und schlafender Knabe.
(Klischee aus dem Ausstellungskatalog.)

Als er den Gang durchschritt, drang ihm mit der Helle des Hofes ein lustig vielstimmiges Kinderlärmen entgegen. Er schmunzelte: richtig, heut war Donnerstag, da hatten die Weissen Schwestern im Bröwenhaus ihre zwölf Schüblinge zu füttern, und er freute sich beim Eintritt des heiteren Anblicks der muntern Menschlein, deren Ausgelassenheit die junge Schwester offenbar nicht gewachsen war. Aber bei seinem Erscheinen versiegte der Uebermut alsbald in ein ehrfürdiges Schweigen.

Herr Thüring stellte sich ernsthaft mit verschränkten Armen vor die kleine Schar: „Und nun? Sind die Ränzlein voll und die Füß all' sauber?"

Erschreckt wichen die Kinder zurück und versuchten, sich und ihre Barfüßlein irgendwie hinter der Schwester weitem weißen Gewand zu verstecken. Nur ein kleines Dirnlein mit hellen Haaren und dunklen Augen stellte sich tapfer vor ihn hin und wies unter dem hochgeschürzten Gewändlein stolz die weißen dünnen Beinchen. Aber die andern reklamierten: „Die kann schon saubere Füß haben, alleweil hat sie bei der Meisterin gesessen, der Schwester Magdalena, und die hat ihr Geschichten erzählt; aber wir waren im Garten beim Jäten!"

Herr Thüring fuhr dem Dirnlein zärtlich ums spitze Kinn: „So, bei der Schwester Magdalena warst? Was hat sie dir denn Schönes erzählt?" Und als es zu berichten versuchte von dem Böglein, das der heilige Johannes aus lauter Herd gemacht, und wie das Christkind es nachwärts anblies, dass es eine Seele bekam und singen kommt und fliegen, grad in den Himmel hinein, griff er gerührt in die Tasche und gab der Kleinen einen blanken runden Kupfer. Mit gierigen Augen sahen die andern zu, und wie Herr Thüring das gewahrte, tat ihm seine kleine Ungerechtigkeit leid, und er suchte gutzumachen: „Hört, Kinder, wißt ihr, wo ich wohne? An der Märitgäss drüben, schatten-



Albert Anker: Auf dem Ofen.

(Kleischee aus dem Ausstellungskatalog.)

halb, das dritt Haus über der Kreuzgasse, dorthin geht und sagt dem Anneli, der Magd, der Herr Doktor schick euch, und sie soll jedem einen Jakobsapfel geben, aber einen schönen, großen, und denen, die ein Liedlein singen können, gar zwei!" Jubelnd und ohne langen Dank stob die Schar davon, und Herr Thüring betrachtete lachend die flüggen erdbraunen Füßchen.

(Fortsetzung folgt.)

Albert Anker und die Kinder.

Das Genre stirbt nicht, so lange es Maler gibt wie Albert Anker. Wer darüber noch Zweifel hegt, besuche die gegenwärtige Ausstellung in der Kunsthalle und lasse sich überzeugen. Es sind vielleicht weniger die großen und figurreichen Themabilder Ankers, die für das Genre als Kunstart sprechen, obwohl auch sie des Interessanten genug bieten, als jene kleinformativen Momentaufnahmen aus dem Alltag des Volkes, in denen Anker den Pulschlag des Lebens erlauscht und den Problemen des Daseins nachspürt. Hier, vor seinen Greisen und Kindern, spürt man: es gibt ein Recht des Malers auf Darstellung einfacher Vorgänge im menschlichen Leben; es kommt nur auf das Maß des künstlerischen Könnens an. Bei Anker steht dieses Maß außer jedem Zweifel; er verfügt über eine geradezu wunderbare Beobachtungsgabe und über einen Pinsel, der die feinsten Dinge — nicht nur die körperlichen, sondern auch die geistig-seelischen — wiederzugeben vermag. Man prüfe daraufhin irgend eines seiner Genrebilder: die Naturtreue ist vollkommen. Man ist versucht, diese Menschen anzusprechen, mit diesen Kindern ein Redwort zu tauschen, ihnen die Locken aus der Stirne zu streichen oder mit den Fingern durch den Blondschopf zu fahren. Oder bei seinen „schlafenden Kindern“ — das Thema ist in mindestens einem halben Dutzend Bildern der Ausstellung behandelt — dämpft man unwillkürlich den Schritt, um nicht zu stören, und man meint, den ruhigen Atemzug der Schlummernden zu hören und zu sehen.

Aber nicht dieser Naturalismus macht Anker zum großen zeitlosen Künstler. Was an seinen Werken packt, ist weniger die minutiose Beobachtung der Wirklichkeit und die Darstellungstreue als die poetische Empfindung, die aus

ihnen spricht. Anker ist in seiner innersten Anlage ein Poet und Philosoph und zwar ein Eklektiker, einer, der die lichten und hellen Seiten des Lebens und Erlebens zur Darstellung bringt. Er ist Optimist und Bekennner zum frohen Glauben an das Gute und Göttliche in der Welt. Darum stellt er mit Vorliebe glückliche Kinder und frohe Greise dar, den Anfang dieser Gesinnungswelt und die Rückkehr dorthin. Kinder sind göttliche Versprechungen und Verheißung, Greise sind Wahrzeichen göttlicher Gnade; was dazwischen liegt, ist kampferfüllte Menschlichkeit.

Und darum gelingt ihm auch wie keinem zweiten Künstler die Darstellung des Kinderschlafes, dieses Seins ohne Erdenleid, dieses Aufgelösteins in eine problemlose Natur. Nicht zufällig ist der Großvater der treue Wächter über diesem Kinderschlaf. Beide, Kind und Greis, bilden bei Anker eine subtile Gefühleinheit. Sie läßt sich nicht mit Worten charakterisieren, sie muß am Kunstwerk empfunden werden. Hätte Albert Anker auch nur den „schlafenden Großvater-Buben“ gemalt, seinem Künstlertum müßte Unsterblichkeit zugeschrieben werden.

H. B.

Das Bachhaus in Eisenach.

Von Hedwig Diez-Bion.

Da steht es vor uns, das liebe ehrwürdige Haus, das des großen Komponisten Joh. Sebastian Bachs Wiege barg. Etwas erhöht über der Straße, zwischen kleineren aber ebenso



Johann Sebastian Bach.